

Trottoirrand und Kick-tail

Autor(en): **Jakob, Ursina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design**

Band (Jahr): **3 (1990)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-119302>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Trottoirrand u

Sie stehen in Grüppchen auf dem Pausenplatz. Sitzen auf den Stufen neben dem Kiosk. Stehen an der Strassenecke, das Rollbrett unterm Arm. Sie brauchen für den Nachhauseweg von der Schule unendlich viel Zeit – dünkt uns. Was machen die sieben-, neun- und zwölfjährigen Mädchen und Buben eigentlich, wenn sie sich mit der knappen Bemerkung «i ga veruse» wieder zur Wohnungstür hinausdrücken?

Zweierlei Alltag

Erwachsene neigen zur Vermutung, Kinder vergeudeten auf diese Weise kostbare Zeit. Können sich nicht vorstellen, dass dabei etwas herauschaut, und erst recht nicht, was; können sich nicht erinnern, was sie in jenem Alter gemacht haben. Erwachsene haben einen genau festgelegten Alltag, pro-

grammiert für jede Viertelstunde. Duschen, Frühstück mit Zeitung oder mit den Kindern, je nachdem, Arbeitsweg, Büro, Arbeitsweg, Fitness oder Einkäufe, Hausarbeit, Familienleben, Kultur oder TV zu Hause. Wenn Erwachsene draussen – das heisst im öffentlichen Raum – sind, sind sie das gezielt. Unterwegs zwischen Wohnung und Post, Tramhaltestelle und Geschäft, Kino und Beiz. Ihre Aufenthalte im Freien sind kurz. Noch knapper bemessen jene der Automobilisierten. Und für Leute mit Tiefgaragen zu Hause und im Büro gehen sie gegen null. Es sei denn, dadurch entstandene Defizite müssen ausgeglichen werden mit Jogging und Waldspaziergang. Am ungezieltesten ist noch das Flanieren in der verkehrsberuhigten Einkaufszone. In den meisten Fällen aber haben wir ein Interesse daran und sorgen dafür, eine



nd Kick-tail

VON URSINA JAKOB
BILD: HEINZ SONDEREGGER

Distanz möglichst schnell zu überwinden. Wir schauen nicht rechts und links, allenfalls in die Höhe, um das Wetter abzuschätzen, auf diesen Zweckgängen.

Für Kinder ist dies sehr anders. Draussensein macht einen schönen Teil ihres Daseins aus. Wenn wir es erlaubten, würden sie auch bei null Grad und Nieselwetter Stunden draussen verträdeln. Verträdeln, auch das ist erwachsene Einschätzung. Wissen wir denn, was abläuft «draussen»? Kennen wir ihre Beschäftigungen in den Zwischenräumen, auf Plätzen, Einfahrten, Trottoirs? Bericht erstatten die Kinder nicht, wenn sie nach Hause kommen. Ihr Zusammensein ist auch kein Thema für die Tagespresse. In der Vorstellung der Lehrerinnen und Lehrer sind Kinder zu Hause oder in der Schule. Bei Mutter oder im Kindergarten. Am Aufgaben-

machen, im Fussballklub, in der Tennisstunde, im Aikido-training.

Vor der Erfindung des Skateboards

Vor fünfundzwanzig oder dreissig Jahren waren Kinder, in Grüppchen und Banden, viel häufiger im Strassenbild. Es hatte weniger Verkehr und deshalb mehr Platz für sie, was auch relativ ist, denn damals schon wurde geklagt, wie die Strasse im Gegensatz zu noch früher kinder- und lebensfeindlich geworden, wie sie den Autos zum Opfer gefallen sei. Jedenfalls standen Buben und Mädchen auch noch häufiger herum oder kauerten ums Murmelloch oder rannten hinter einem Ball her oder spielten Schwarzer Mann und Hallihallo. Sie waren sichtbarer für Erwachsene und ihre Beschäftigungen auch. Sie hatten erst mit dreizehn ein Velo, vorher ein Trottinett oder einen Holländer – wer erinnert sich an das niedrige Vehikel, das mit Ruderbewegungen in Fahrt kam? Und unerfunden war das Rollbrett.

Aber wir wissen immer noch nicht, was Kinder tun, wenn sie draussen und unter sich sind. Wir strengen uns auch nicht besonders an – die Behauptung sei erlaubt –, es herauszufinden. Es ist uns recht, solange wir sie in Sicherheit wissen und sie uns in Ruhe lassen, nicht zu fünf mit schmutzigen Schuhen die Wohnung stürmen, die Schularbeiten nicht ganz vergessen, nicht zu spät in die Klavierstunde gehen und sich pünktlich an unsere Zeitvorgaben halten.

Nehmen wir uns für einmal die Mühe, schauen wir ein wenig genauer hin, fragen wir eine Spur neugieriger nach. Dann erhalten wir Antworten von unseren eigenen Kindern und denen von nebenan. Denn was zwischen ihnen abläuft, ist nicht nichts.

Der Ollie

Sie reden. Sie erzählen sich Witze. Sie spielen Gummitwist, das Spiel mit dem langen Gummiband, das zwei Gegenüberstehende zwischen sich spannen, erst auf Knöchelhöhe, dann um die Waden, um die Knie, immer höher hinauf am Körper. Sie tauschen Bildchen von Fussballern aus. Sie reden über Weltmeisterschaften und Klubs und Top tens. Sie bestimmen, was lässig ist und geil und cool und total genial. Und verurteilen unbarmherzig die Scheisse, den shit, Sachen, Leute.

Sie tun ihre Kenntnisse über die Warenwelt kund und geben die Werbejingles tongetreu wieder. Sie schlagen Spiele vor und stellen Parteien zusammen und lassen ihre Sympathien spielen und zeigen offen ihre Abneigungen. Sie bilden Fraktionen und laufen über und lösen sie auf und gründen neue. Sie schliessen sich an und aus. Sie rollen auf ihren Untersätzen, die sie natürlich Skate nennen und deren hintersten Teil Kick-tail, riskieren schmerzhaft Stürze und geschundene Knie, üben fahrenerweise das Überwinden von Randsteinen, und alle können sie irgendwann den Ollie, den Trick, bei dem sie in die Luft abheben und das Brett – entgegen



allen Gesetzen der Schwerkraft – mit ihnen. Weshalb? Wer hat es ihnen beigebracht? Auch der Gummitwist der Jüngeren hat ganz bestimmte Formen, einen strengen Spielablauf. Zu den Fachausdrücken gehören Unterfüdli und Oberfüdli. Das Hüpfen geschieht nach Vorschriften, die sich steigern im Schwierigkeitsgrad. Dazu wird skandiert von den Spielenden und den Umstehenden: «Co – ca – co – la» oder «Micky Maus – rein – raus».

Eben. Wir haben es doch gewusst. Es ist nicht von Bedeutung, was die Kinder machen, es ist nichts Rechtes: lümmeln, hängen, unsere Nerven abnutzen mit dem unerträglich harten Ton der ungefederten Bretter auf dem Asphalt. Und wie verarmt ist ihre Sprache geworden, wie simpel: Weltgetränknamen statt Reime. Pädagogen, Berufserzieherinnen und andere Erwachsene geben der Werbesprache gerne die Schuld am schwindenden Ausdrucksvermögen von Kindern. Ist das so? Passiert nur das?

Unter seines- und ihresgleichen

Wenn Kinder draussen sind, sind sie in der Regel mit Gleichaltrigen zusammen. In der Sprache der Wissenschaft: in Peer-groups. Ganz anders zu Hause. Dort sind sie zusammen mit einem, selten zwei Geschwistern, die möglicherweise ziemlich älter oder jünger sind. Oder sie sind ausschliesslich in Gesellschaft von Erwachsenen. Das ist ein schwerer Stand. Da sind immer welche, die alles besser wissen, schon können, schneller sind. Oder solche, die noch nichts können, alles zerstören, nichts begreifen. Draussen ist das anders. Da sind die Mädchen und Buben im gleichen Alter, mit ähnlichen Erfahrungen und gleichen Problemen. Da können die Kinder den Umgang mit ihresgleichen pflegen, sich vergleichen,



wetteifern. Das ist wichtig: sich vergleichen ermöglicht erst, sich einschätzen zu können.

Erwachsene haben da nichts verloren. Hier ist der Ort, wo Witze erzählt werden, wo mitgeteilt wird, womit man die Lehrerin und den Lehrer verärgert hat. Hier wird das Wissen getauscht und erworben, das einen einweihet in Gründe, die die Erwachsenen langweilen oder schockieren. Über Sex wird gekichert, später wird er erörtert. Die Zugehörigkeit

zum eigenen Geschlecht wird eingeübt, die zum andern ausgegrenzt. Auch dies dient dem Klarkommen. Verirrt sich ein Erwachsener oder eine Erwachsene hierher, verstummt die Unterhaltung. Verschwörerische Blicke werden getauscht. Den Erwachsenen wird nonverbal klargemacht, dass sie unerwünscht sind. Oder sie werden mit bestimmten Redensarten und Witzen konfrontiert. Gibst du mir ein Foto von dir? wird die Mutter gefragt und traut der Sache nicht recht und weiss nicht, ob sie sich freuen darf über den ungewohnten Wunsch des Sohnes. Ist sie unvorsichtig genug, zu fragen, wozu, bekommt sie zurück: Damit ich meine Sammlung von Naturkatastrophen vergrössern kann. Oder die Frage, was in der Mitte des Abc sei. Wehe denen, die leise das Alphabet vor sich herzumurmeln beginnen. Lautes Gelächter: «B – natürlich.» Auch das hat seinen guten Grund. Eine Möglichkeit, stärker zu sein als die alles besser Wissenden. Sie hereinlegen können. Oder in Opposition gehen gegenüber den ewig Mächtigen in der Schule und daheim. Nicht immer Zweite und Zweiter sein. Auch das ist ein ungemein wichtiges Element der Grüppchen. Auch existiert ein Kodex, den nur die Mitglieder kennen. Er verhilft zum Dazugehören, beendet das Ausserhalbstehen. Die Gruppe vermittelt Zusammengehörigkeit, Gemeinsamkeit, Aufgehobensein. Und indem sie solches ermöglicht, lernen die Kinder in ihr auch vom Wichtigsten fürs Zusammenleben: Solidarität und Einfühlungsvermögen.

Die Formen

Wichtiger als die Inhalte – an deren Trivialität wir uns zuweilen stossen – ist oft, wie etwas gespielt wird. Regeln sind solche Formvorschriften. Wenn – dann. Wenn du auf die Fuge trittst, dann passiert das und das. Wenn das an der Treppenstufe angelehnte Paninibildchen beim Anblasen nach vorn kippt – was in der Kindersprache «Bläse» heisst –, dann darfst du es behalten. Oder die Wiederbegegnung mit dem Palindrom: Ein Neger mit Gazelle sagt im Regen nie. Oder Fangfragen, nach bestimmtem Prinzip gebaut: Geht deine Uhr? – Ja. – Dann sag ihr, sie soll nach Hause gehen. Wenn Erwachsene in diese Sprachfallen gehen, tut das Lachen hinterher gut. Schön ist auch, etwas zu erzählen, mit Sprechblasenbegleitung wenn möglich und eindrücklichen Gesten, und lautes, wildes Gelächter zu ernten. Zu Hause und in der Schule gibt es oft wenig Anlass zum Lachen. Zwischen den Alten dicke Luft. Und Lehrer, die die Schüler und sich selber mit Notengeben plagen, die um die Selektion nicht herumkommen. Sie mit wohlklingenden, manchmal auch entstellenden Übernahmen zu versehen hilft mit, sich Luft zu machen. Lachen können, um zu ertragen.

Dazwischen

Vielfältiges spielt sich also ab unter Schulkindern, wenn sie unter sich und unbeobachtet sind, nicht in erzieherisch gemeinten Situationen und nicht in animierter Freizeit. Aber: Wo findet dies alles statt? «Draussen» – so nennen die Kinder die Orte ihres unbeaufsichtigten Aufenthalts selber. Zwischen Wohnung und Schulhaus, auch soviel ist bekannt. «Zwischen» ist wichtig. Zwischen den wohldefinierten Orten unserer Umwelt, zwischen den den Kindern pädagogisch und polizeilich zugeordneten Aufenthaltsräumen. Auf den Treppenstufen, in Höfen zwischen Blockrändern, auf Bau-

plätzen, in Parkhauseinfahrten, an Tramhaltestellen. Schon sind sie selten geworden, die Kindergrüppchen an den genannten Orten. Fast nur noch Erinnerung. Überall wurden sie wieder weggejagt. Von Fussgängern, von Anwohnerinnen, von Autobesitzern, von Geschäftsleuten. Die Baustellen sind fast hermetisch abgeriegelt heutzutage. Schuttplätze sind in unseren geputzten Städten kostbare Rarität geworden. Genau sie waren aber das Wesentliche. Die Baulücken, die brachliegenden Grundstücke, undefinierte Quadratmeter, künstliche Berge von Aushub.

Unsere Kinder kennen solche Welten kaum noch. Bald jeder Fleck Erde ist bebaut oder asphaltiert oder gepflästert, allenfalls eingezäunt mit rot-weissen Baulatten, aufgerissen, in Bearbeitung, um einer neuen Definition und einem eindeutigen Zweck zugeführt zu werden. Die Hindernisse werden zahlreicher, die Grenzen enger. Aber die Kinder geben noch nicht auf. Sie legen unbemerkt ihre Trampelpfade an, sogenannte Abkürzungen, die häufiger kunstvolle Verlängerungen von Wegen sind, durch die Nachbargärten und unter Hecken hindurch. Gross geworden in einer nahezu lückenlos versiegelten Umgebung, kennen sie die Vorzüge von Randsteinen, von sanft geneigten Garageinfahrten.

Die Räume der Kinder

Mittwochnachmittag, Vorplatz der Mensa einer Hochschule am Stadtrand: unzählige kleinere und grössere, dünn und dick bereifte Fahrräder sind auf den Steinplatten abgestellt und abgelegt. Die Kinder haben schulfrei und machen sich an einem Ort breit, der an den übrigen Wochentagen ausschliesslich von Männern der Wissenschaft durchschritten wird. Die Kinder lieben die glatten Gneisplatten, die Rampen

zu beiden Seiten der flachen Stufen. Ideale Unterlage für ihre vorwiegend rollenden Unternehmungen. Und die Wasserflächen im Raster der Wege reizen zum Kreisenlassen ihrer ferngesteuerten Spielzeugboote.

Die Räume der Kinder: das waren und sind nicht jene, die eigens für sie hergerichtet wurden. Das sind nicht die sogenannten Spielplätze mit ihrer Standardgerätekombination, nicht die hergerichteten Zwischenräume zwischen den Häusern mit ihrem reinen Rasenwuchs und nicht die palisadengeschützten künstlichen Hügelchen und Mehrzweckburgen aus dunkelgebeiztem Holz.

Kinderräume sind zum einen Niemandsland, sind Brachen, sind sich selbst überlassenes Gelände. Das, was es längst nicht mehr geben darf. Und zum andern sind es unsere Räume, von Erwachsenen gemacht, von Kindern mit ihren eigenen Mitteln angeeignet: geformt, um verformt zu werden, mit Regeln belegt, die es zu brechen gilt, verschönert, um zu vergammeln, den einen zugedacht, von den anderen belebt.

Für Kinder sind diese Räume überlebenswichtig. Aber nicht nur, um ihren vitalen Bewegungsdrang auszuleben. Wenn sie auch neue Aneignungsstrategien entwickeln und ihre Aktivitäten zum Teil an den veränderten Raum anpassen, dürfen wir die andere Seite nicht ausser acht lassen. Noch haben die Kinder ihre eigene Kultur, eine Subkultur*. Was diese ausmacht, geben sie sich mündlich weiter, unter Ausschluss der Erwachsenen, und verteidigen es. Wenn ihnen aber der Raum dazu abhanden kommt, geht diese Tradition verloren. Niemand wird mehr wissen, was «Bläsle» bedeutet und wie der Ollie zu fahren ist. Das Ende von Niemandsland wird irgendwann das Ende der Kinderkultur sein. ■

* LEEA VIRTANEN, eine finnische Volkskundlerin, hat 1978 ihre Studie «Children's Lore» veröffentlicht (Band 22 der «Review of Finnish Linguistics and Ethnology», Finnish Literature Society Helsinki): ein spannendes Stück Wissenschaft, das Wichtiges zu den hier angestellten Überlegungen beigetragen hat. UB

